

Unverkäufliche Leseprobe

DOROTHEA HAHN

HILLARY



Ein Leben im
Zentrum der Macht  C.H.Beck

Dorothea Hahn
Hillary
Ein Leben im Zentrum der Macht

240 S.: mit 12 Abbildungen. Gebunden
ISBN 978-3-406-69754-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/16551086>

Dorothea Hahn

HILLARY

Ein Leben im Zentrum
der Macht

C.H.Beck

Mit 12 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2016

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro und der Franklin Gothic im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: © Kim White

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 69754 8

www.chbeck.de

INHALT

Vorwort	
	7
Park Ridge, Illinois: Ein Babyboomer in der Vorstadt	
	9
Aufbruch in die Elite: Das <i>College girl</i> in Wellesley	
	27
Ivy League: Die Jurastudentin in Yale	
	45
Großer Fisch im kleinen Teich: Powerfrau in Arkansas	
	63
Weißes Haus: Eine etwas andere First Lady	
	101
Auf eigenen Füßen: Senatorin für New York	
	141
Erster Versuch: Wahlkampf gegen Barack Obama	
	161
Foggy Bottom: Die Außenministerin	
	175

Im Klub der Millionäre: Die Clintons und das liebe Geld
211

Zweiter Versuch: Erst Bernie Sanders, dann Donald Trump
221

Dank
237

Quellen und Literatur
238

Bildnachweis
240

Vorwort

Wer im Jahr 2016 die USA bereist, erlebt ein tief gespaltenes und verunsicherte Land, in dem die soziale Schere so weit auseinanderklafft wie seit der Großen Depression nicht mehr. Während viele Unternehmen längst wieder stattliche Gewinne einfahren, artikulieren weiße Arbeiter in den verlassenen Industrieregionen ihre Wut darüber, dass sie vom Aufschwung ausgeschlossen sind. Nicht nur die unteren Einkommen stagnieren, auch Millionen Menschen aus der Mittelschicht haben in der Finanzkrise ihre Ersparnisse und oft auch ihre Häuser verloren und sich bis heute nicht davon erholt. Sie alle werden zusätzlich durch ins Astronomische gestiegene Studiengebühren für ihre Kinder belastet. Der *American Dream* scheint für viele ausgeträumt.

Zugleich steckt das politische System der USA in einer Krise. Washington hat sich selbst lahmgelegt. Probleme, die nach politischem Eingreifen verlangen, bleiben ungelöst, weil der Präsident und der Kongress unfähig zur Zusammenarbeit sind. Ein Vorgehen gegen den Klimawandel? Der menschengemachte Einfluss auf das Klima ist eine Erfindung! Verbesserungen der Gesundheitsreform? Sie gehört komplett abgeschafft! Ein Verbot des Verkaufs von kriegstauglichen Waffen, die bei Massenschießereien in Schulen, Kinos, Kirchen und Nachtclubs eingesetzt werden? Das im zweiten Verfassungszusatz aus dem Jahr 1791 verankerte Recht auf Schusswaffenbesitz muss verteidigt werden!

Die Hoffnung, dass mit einem schwarzen Präsidenten auch der Rassismus überwunden wird, hat sich nicht erfüllt. Die Polizeigewalt auf den Straßen der USA, der besonders viele junge Afroamerikaner zum Opfer fallen – laut einer Statistik der britischen Zeitung «The Guardian» 300 allein im Jahr 2015 –, hat nicht zum Einschreiten der Gesetzgeber geführt. Statt der gewählten Politiker haben neue Bürgerrechtsgruppen die Sache in die Hand genommen. Nach den tödlichen Schüssen auf den unbewaffneten schwarzen Teenager Michael Brown in Ferguson, der Erschießung des 12-jährigen Tamir Rice auf einem Spielplatz in Cleveland und der tödlich endenden Verhaftung des

25-jährigen Freddie Gray in Baltimore waren es diese Gruppen, die nach Polizeireformen und juristischen Konsequenzen verlangten.

Kann Hillary Rodham Clinton, die seit einem Vierteljahrhundert zum politischen Establishment in Washington gehört, in diesem Klima aus Zukunftsangst und Wut für gesellschaftliche Versöhnung und politische Lösungen sorgen? Ihr Leben liegt scheinbar wie ein offenes Buch vor ihren Landsleuten, die sie in ihren Ämtern und Wahlkämpfen, ihren Erfolgen, Kehrtwenden und Fehlentscheidungen sowie ihrer Fähigkeit, sich nach Tiefschlägen wieder aufzurappeln, beobachtet haben. Dennoch ist diese Frau vielen – darunter auch demokratischen Wählern – ein Rätsel geblieben, sie trauen ihr nicht und halten sie für nicht authentisch.

Für dieses Missverhältnis haben jahrelange Anti-Hillary-Kampagnen gesorgt, in denen sich politische Gegnerschaft mit Ressentiments gegen eine Frau an der Spitze mischt. Doch zugleich hat Hillary Clinton selbst viel zu diesem Image beigetragen: durch Beharren auf dem eigenen Richtigtun, ein fehlendes Gespür für politische Stimmungen im Land, ihren Umgang mit Geld und ihre unnahbare öffentliche Person. «Ich bin keine geborene Politikerin», sagt die Frau, die die erste Präsidentin der USA werden möchte.

Dieses Buch begleitet die junge Republikanerin in die Studentenbewegung, die Feministin in den konservativen Südstaat Arkansas, die demokratische Junior-Senatorin, die mit den neokonservativen Falken für den Irakkrieg stimmt, und die Außenministerin, die in der Obama-Regierung für hartes militärisches Durchgreifen in der arabischen Welt plädiert. Es basiert auf Ortsbesuchen, Gesprächen mit Weggefährten, der Lektüre von Briefen, Depeschen, E-Mails und anderen Dokumenten sowie der Beobachtung von Hillary Clintons Wahlkampf 2015/16. Auf Interviewanfragen hat die Hillary-for-America-Kampagne nicht reagiert.

Die Reise beginnt in einer weißen Vorstadt von Chicago in der unmittelbaren Nachkriegszeit.

New York im August 2016

PARK RIDGE, ILLINOIS: EIN BABYBOOMER IN DER VORSTADT

Hillary lernte das Kämpfen früh. Schluchzend war die Vierjährige nach Hause gerannt, als ein größeres Mädchen sie geschubst hatte. Sie suchte Trost. Doch die Mutter nahm sie nicht in die Arme, sondern forderte sie auf, sich zu wehren. «In diesem Haus ist kein Platz für Feiglinge», ließ Dorothy Rodham ihre Tochter wissen. Wenig später vermeldete Hillary stolz, dass sie diesen *bully* – die englische Bezeichnung für Schulhofschläger und notorische Raufbolde – vor den anderen Kindern aus der Nachbarschaft verhauen hatte. Ihr Fazit: «Ich kann jetzt mit den Jungen spielen.»

Geboren wurde Hillary Diane Rodham am 26. Oktober 1947 in Chicago. Als sie aufwuchs, erlebten die USA eine Zeit der Unschuld. Der Zweite Weltkrieg war zu Ende, der Vietnamkrieg hatte noch nicht begonnen, und die Millionen Soldaten, die aus Europa und Asien zurückgekehrt waren, erhielten großzügige staatliche Hilfen für Ausbildung und Hauskauf. Die Große Depression mit ihrem Elend und Hunger war überwunden, in den Fünfzigerjahren wuchs die Wirtschaft, und plötzlich war für Familien wie die Rodhams der Aufstieg in die Mittelschicht möglich. Sie zogen 1950 in das 19 Kilometer nordwestlich von Chicago gelegene Park Ridge, eine der zahllosen Vorstädte im Norden der USA, die seit Kriegsende explosionsartig aus dem Boden schossen. Die Zukunft schien so vielversprechend, dass auch die Geburtenzahlen in die Höhe gingen. Hillary, ihre beiden Brüder Hugh und Tony sowie die anderen Kinder, mit denen sie auf den Straßen mit den breiten Grünstreifen in Park Ridge spielte, waren Kinder einer optimistischen Zwischenphase.

Die Vorstadtidylle verdeckte den Blick auf den Kalten Krieg. Aus der Sowjetunion, dem ehemaligen Verbündeten im Kampf gegen Nazideutschland, war ein ideologischer Feind geworden. Schon Schulkinder wurden aufgefordert, wachsam zu sein, weil allerorten Kommunisten lauerten – im Innern wie außen. Die Rote Angst (*red scare*) beschäftigte insbesondere das Komitee für unamerikanische Umtriebe (HUAC) des Repräsentantenhauses in Washington, das ursprünglich gegründet worden war, um Nazi-Unterwanderungen in den USA aufzudecken. Mit Slogans wie: «Amerikaner, unterstützt keine Roten» wurden die Bürger aufgefordert, kommunistische Aktivitäten zu denunzieren. Millionen Staatsdiener wurden überprüft. Zigtausende Lehrer, Beamte, Intellektuelle und Künstler mussten sich in Anhörungen vor dem HUAC für ihre Gesinnung rechtfertigen. Tausende verloren bei dieser Hexenjagd ihre Arbeitsplätze. Gleichzeitig wetteiferten die USA mit der Sowjetunion um die Vorherrschaft im Weltraum und in den Bereichen atomare Bewaffnung und Spionage. Als es der UdSSR 1957 als erstem der beiden Länder gelang, einen Satelliten ins Weltall zu schicken, befürchteten Millionen US-Bürger, dass ihr Land den Rückstand nicht mehr aufholen können. Als Folge des Sputnik-Schocks führten Schulen das Fach New Mathematics ein, das eine Generation von Naturwissenschaftlern ausbilden sollte, die mit der Sowjetunion würden mithalten können, aber bald wieder vom Lehrplan verschwand.

Als die Rodhams nach Park Ridge umzogen, war die Mutter mit Hillarys Bruder Hugh schwanger, vier Jahre später wurde der zweite Bruder Tony geboren. Die 35 000 Dollar für das zweistöckige Haus an der Wisner Street Ecke Elm Street zahlte Hillarys Vater Hugh Rodham bar. Sein Leben lang hat er nichts auf Pump gekauft und auch keine Kreditkarte benutzt. Das war seine Lehre aus der Großen Depression. Nach dem Krieg hatte er sich als Raumausstatter mit dem kleinen Unternehmen Rodrik Fabrics selbstständig gemacht. Er fertigte Vorhänge für Kinos und Hotels. Meistens machte er alles selbst, vom Entwurf bis zur Installation. Nur zu Hauptproduktionszeiten stellte er einen Tagelöhner an. Der in der Garagenauffahrt vor dem Haus geparkte Cadillac,

in den Fünfzigerjahren das luxuriöseste Auto *made in America*, signalisierte, dass sein Geschäft florierte.

Park Ridge war so homogen wie Tausende andere Vorstädte in den USA. *Lily-white* (lilienweiß) hießen solche Enklaven, die weit von der realen ethnischen Mischung des Landes entfernt waren, in der Umgangssprache jener Jahre. Breite Asphalt schneisen, die *expressways* – und im Fall von Park Ridge auch ein Pendlerzug – sorgten für die Anbindung an die Innenstadt und die Arbeitsplätze, doch für die Kinder dieser Vorstädte war die nahe gelegene Metropole Chicago eine ferne Welt. Hillary schaute vom Balkon ihres Mädchenzimmers auf Ulmen und die Nachbarhäuser aus Holz oder Backstein mit stuckverzierten Eingängen und Gärten. Hier spielten die Kinder auf der Straße, brachen die Väter morgens zur Arbeit auf und brachten das Geld nach Hause, blieben die Mütter daheim und kümmerten sich um Haushalt und Nachwuchs. Sonntags gingen sie alle gemeinsam in die methodistische oder die katholische Kirche. Der Verkauf von Alkohol war verboten, Scheidungen waren so gut wie unbekannt, und weder Afroamerikaner noch Asiaten oder Juden lebten in Park Ridge. Die wenigen Latinos, die Hillary als Kind zu Gesicht bekam, arbeiteten auf den Apfelplantagen zwischen dieser Siedlung und dem Flughafen O'Hare. Die einzigen Afroamerikaner, denen sie begegnete, waren die kurzfristig bei ihrem Vater beschäftigten Aushilfen.

Für gerade erst aus der Arbeiterklasse in die Mittelschicht Aufgestiegene wie die Rodhams war Park Ridge der Wirklichkeit gewordene Traum von einem besseren Leben. Sie waren von den Erfahrungen der Großen Depression der Dreißigerjahre und dem Krieg geprägt, jetzt strebten sie vor allem eines an: Sicherheit. Sie wollten sichere Arbeitsplätze, eine sichere Familie, sichere Häuser und ein sicheres Land. Wie viele weiße Vorstädter verschanzten sich auch die Bewohner von Park Ridge gegen zahlreiche vermeintliche Feinde: die Afroamerikaner in den Innenstädten, die Demokraten und die Kommunisten. Anders als in den besseren Vierteln der alteingesessenen oberen Mittelschicht an Chicagos North Shore, wo eine gewisse kulturelle und politische Diversität zu finden war, wählten fast alle in Park Ridge Lebenden bis weit in

die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein die Republikanische Partei. Der demokratische Bürgermeister von Chicago, Richard Daley, galt in Park Ridge als gefährlicher Linker, und selbst der republikanische Präsident Dwight D. Eisenhower, der im Zweiten Weltkrieg als Fünfsternegeneral die Invasion der Normandie befehligt hatte, wurde hier verdächtigt, ein sowjetischer Agent zu sein, weil er behutsam versuchte, sein Land aus der antikommunistischen Hexenjagd der McCarthy-Ära herauszuführen, und am Ende seiner Amtszeit vor dem unkontrollier-ten Wuchern des «militärisch-industriellen Komplexes» warnte.

Am Esstisch der Rodhams wetterte Hillarys Vater gegen Gewerkschaften und Kommunisten, gegen korrupte Politiker, staatliche Sozialleistungen und Steuern. Alle vier Jahre nötigte er seine Kinder, den republikanischen Nominierungsparteitag vor dem Bildschirm zu verfolgen, beim demokratischen Parteitag zog er dagegen den Stecker des Fernsehers heraus. Als 1960 der Demokrat John F. Kennedy die Präsidentschaftswahl gegen den Republikaner Richard Nixon gewann, verkündete Hugh Rodham, Kennedy habe die Wahl gestohlen und Chicagos Bürgermeister Daley habe ihm dabei geholfen. Damit stachelte er, ohne es zu ahnen, seine Tochter zur ersten parteipolitischen Aktivität ihres Lebens an. Hillary meldete sich zusammen mit ihrer Schulfreundin Betsy Ebeling als Freiwillige bei der Republikanischen Partei, um dem Wahlbetrug auf den Grund zu gehen. Parteimitglieder chauffierten die beiden 13-jährigen Mädchen auf die berüchtigte South Side von Chicago, wo sie von Tür zu Tür gingen, um herauszufinden, wen die dort Wohnenden gewählt hatten. Prompt stießen sie auf ein unbewohntes Baugrundstück, auf dem laut Wählerregister Menschen lebten, die demokratisch gewählt hatten. Der Vater war wütend, als er vom Engagement seiner Tochter erfuhr. Dass sie es ihm zuliebe getan hatte, begriff er nicht.

In die von der weißen Mittelschicht verlassenen Innenstädte – ein Phänomen, das die Soziologen später *white flight* (weiße Flucht) nannten – zogen Schwarze ein. Viele von ihnen kamen aus den Südstaaten. Diese parallele Wanderungsbewegung, die sogenannte Große Migration, war eine Flucht weg von der Segregation und Armut des US-ame-

rikanischen Südens hin zu dem Wohlstandsversprechen in den Industriegebieten des Nordens. Die Wege der weißen Innenstadtflüchtlinge und der schwarzen Südstaatenflüchtlinge kreuzten sich, wenn überhaupt, am Arbeitsplatz, nicht aber im Privatleben. Bei dieser räumlichen Trennung zwischen den weißen und schwarzen Bevölkerungsgruppen ist es vielerorts bis heute geblieben. Wenn schwarze Familien versuchten, in die neuen Mittelschichtsiedlungen am Stadtrand zu ziehen, prallten sie an unsichtbaren Grenzen ab. Offiziell gab es in den nördlichen Bundesstaaten keine Segregation wie in den Südstaaten. Doch die lily-white Vorstädte waren für Afroamerikaner tabu.

Die Babyboomer in der Vorstadt hatten keine Ahnung von dem Leben gleichaltriger schwarzer Kinder in ihrem Land oder von Rassismus und Armut. «Wir dachten, alle wären wie wir», erinnert sich Hillarys Kinderfreund Rick Ricketts. Ihnen wurde erzählt, sie würzen auf in einem Land der unbegrenzten Möglichkeiten, das der Welt Frieden und Demokratie gebracht habe. Doch zugleich war die Angst der Erwachsenen spürbar, in die Armut zurückzufallen. Sowohl Hillarys Mutter als auch ihr Vater hatten eine entbehrungsreiche Kindheit gehabt. Hugh Rodham erinnerte seine Familie regelmäßig daran, dass «Geld nicht auf Bäumen wächst», und hielt sie auf eine raue, oft brutale Art knapp. Vergaß jemand, den Verschluss auf die Zahnpastatube zu schrauben, warf er die Tube aus dem Badezimmerfenster und schickte die Kinder in den Garten, sie zu suchen. Taschengeld gab er Hillary und ihren Brüdern nicht. «Wir zahlen schon für ihre Unterkunft und Verpflegung, das muss reichen», sagte er zur Begründung. Und wenn eines der Kinder nach dem Rasenmähen, Autowaschen oder Aushelfen im Geschäft des Vaters um ein paar Dollar bat, legte der Vater ihm «zur Belohnung» eine zusätzliche Kartoffel auf den Teller. Im Winter, wenn in Chicago meterhoch Schnee liegt, stellte er nachts die Heizung ab. Und während eines Sommers, den die Familie wie jedes Jahr im Ferienhaus seiner Eltern am Winola-See in Pennsylvania verbrachte, bestand er darauf, das Kohlebergwerk zu besichtigen, in dem er nach seinem Studium gearbeitet hatte.

Vater ist der Beste

Hillary selbst hat nie in Armut gelebt. In Wahlkämpfen, wo Geschichten von sozialem Aufstieg unverzichtbar sind, erzählt sie von dem Elend, in dem ihre Eltern aufgewachsen sind. Es sind für die USA typische Lebensläufe des 20. Jahrhunderts. Die Vorfahren von Hillarys im Jahr 1911 geborenem Vater sind aus England und Wales ausgewandert, haben den Atlantik im Zwischendeck überquert und sich in Scranton, Pennsylvania, niedergelassen. Einige von ihnen mussten schon als Teenager in der örtlichen Textilfabrik Scranton Lace Company arbeiten. Diesem Schicksal versuchte Hugh Rodham durch ein Sportstudium an der Penn-State-Universität zu entkommen. Doch als er sein Diplom in der Tasche hatte, steckte das Land tief in der Rezession. Statt Arbeitsplätzen gab es lange Schlangen vor den Brotausgabestellen. Hugh Rodham verdingte sich erst in einer Kohlemine, dann landete auch er in jener Textilfabrik in Scranton, der er hatte entkommen wollen. Eines Tages bestieg er, ohne seinen Eltern etwas zu sagen, einen Güterzug nach Chicago. Dort fand er zwar wieder nur eine Stelle in der Textilindustrie, aber nicht mehr als Fabrikarbeiter, sondern als Handelsvertreter für die Columbia Lace Company.

Dorothy Howell kam 1919 als Tochter einer 15-jährigen Mutter, die kaum lesen und schreiben konnte, und eines 17-jährigen Feuerwehrmanns in Chicago zur Welt. Die Familie lebte in einer Mietskaserne auf der South Side von Chicago. Als Dorothy acht war, ließen ihre Eltern sich scheiden. Sie musste allein mit ihrer dreijährigen Schwester Isabella im Zug nach Kalifornien zur Großmutter fahren. Am Ende der dreitägigen Reise kamen die Kinder östlich von Los Angeles bei einer Frau an, die sie nicht haben wollte. Sie spererte Dorothy wegen Kleinigkeiten in ihrem Zimmer ein und gab sie als 14-Jährige gegen Kost und Logis in eine fremde Familie. Erst als die Mutter Jahre später erneut heiratete, erinnerte sie sich an ihre beiden Töchter und holte sie aus Kalifornien zurück nach Chicago. Doch Dorothys Hoffnung auf mütterliche Liebe und darauf, wie versprochen in die Schule gehen zu dürfen, wurden

erneut enttäuscht. Stattdessen sollte sie den Haushalt des neuen Paares führen. Das ließ Dorothy jedoch nicht mit sich machen. Sie zog aus und verdingte sich als Sekretärin bei der Columbia Lace Company. 1937, im Alter von 18 Jahren, lernte sie dort den sieben Jahre älteren Vertreter Hugh Rodham kennen.

Dorothy ging mit Hugh Rodham aus, doch bis sie sich für ein Leben mit ihm entschied, vergingen fünf Jahre. Denn sie wollte studieren und wusste, dass das an der Seite dieses konservativen Mannes im konservativen Mittleren Westen nicht möglich sein würde. 1942 gab sie ihren Widerstand auf und sagte Ja. Kurz nach dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor und dem Kriegseintritt der USA heiratete sie Hugh Rodham. Der ging bald darauf als Unteroffizier zur Kriegsmarine an einen Stützpunkt eine Stunde nördlich von Chicago und bildete Rekruten für den Nahkampf aus, die dann an die Front geschickt wurden, während er selbst in den USA blieb. Bis zur Geburt des ersten Kindes vergingen weitere fünf Jahre, doch von da an war Dorothy auf die Rolle der Hausfrau und Mutter festgelegt. Ihre Träume projizierte sie auf ihre Erstgeborene.

Hugh Rodham war ein autoritärer, verbitterter Mann. Neben seiner reaktionären Sicht der Welt duldet er keine anderen Meinungen. Seine Frau war neugieriger und belesener als er, und sie pflegte die sozialen Kontakte. Wenn sie ihm widersprach, fuhr er ihr über den Mund: «Was weißt Du schon davon? Woher kommt eine so dumme Idee, Fräulein Ich-weiß-alles?» Dorothy Rodham erlaubte sich gegenüber ihrem tyrannischen Mann nur kleine Gesten der Auflehnung. Sie nannte ihn *Mister Difficult* (Herr Schwierig) und tat Dinge, die er missbilligte, heimlich – 1960 zum Beispiel, als sie den Demokraten John F. Kennedy wählte. Ihrer Tochter erzählte sie davon an dem Tag, als JFK ermordet wurde. Eine Scheidung hatte Dorothy von vornherein ausgeschlossen, das war ihre Lehre aus dem eigenen Leid als verlassenes Scheidungskind. Diese Überzeugung trug sie wie ein Mantra vor sich her und gab sie auch ihrer Tochter mit auf den Weg. «Lass Dich nie scheiden» war einer von vielen Ratschlägen der Mutter, die Hillary beherzigte.

Scharf und abschätzig war der Ton von Hugh Rodham auch gegenüber seinen Kindern. Hillary, die in der Schule viel Lob für ihre Leis-

tungen erhielt, kämpfte bei ihrem Vater vergeblich um Anerkennung. Sie tat alles, was er von ihr erwartete, brachte gute Noten nach Hause, praktizierte sämtliche Sportarten, die er für wichtig hielt, ließ sich im Urlaub bei den Großeltern in Pennsylvania von ihm das Schießen beibringen und stand als Neunjährige im Morgengrauen auf, weil er mit ihr das kleine Einmaleins üben wollte, damit sie auch im Rechnen die besten Noten erhielt. Verwandte beschreiben sie als die Einzige in der Familie, die mit dem bitteren Mann umzugehen verstand. Hillary nannte ihren Vater zärtlich *Pop-Pop*, während ihre beiden Brüder das distanzierende *The Old Man* wählten. Aber das schützte sie vor seinem Sarkasmus nicht. Wenn sie ihm von einem A in der Schule berichtete, erwiderte er: «Das muss aber eine leichte Schule sein.» Und als sie eines der besten Zeugnisse ihres Jahrgangs heimbrachte, kommentierte er das mit den Worten: «Die Schule ist vermutlich sehr klein.» Noch ruppiger ging er mit seinen Söhnen um.

Hillary idealisierte den Vater. Rückblickend verglich sie ihn mit der sympathischen Hauptperson der in den Fünfzigerjahren populären Fernsehserie *Father Knows Best* (dt. *Vater ist der Beste*), obwohl dieser von Robert Young dargestellte Charakter ein einfühlsamer Mann im Umgang mit Frau und Kindern war. Sie schwärzte vom Aussehen ihres Vaters, von seiner Fürsorge für seine Rekruten und von dem lauten Lachen, das sie von ihm geerbt hat. Und sie rechtfertigte ihn als «harten Lehrmeister», der ihr das Gefühl gegeben habe, «dass er sich um uns sorgte und alles für uns tun würde». In der beschönigenden Beschreibung der Tochter lesen sich die Konflikte mit dem Vater so: «Selbst wenn er explodierte, bewunderte er meine Unabhängigkeit und meine Leistungen.» Doch als junge Erwachsene distanzierte sich Hillary zunehmend von ihrem Vater. In ihrer Karriere als Politikerin sprach sie nur selten über ihn, hingegen oft – und je älter sie wurde, umso häufiger – über ihre Mutter: «Niemand hatte einen größeren Einfluss auf mein Leben oder mehr Anteil daran, dass aus mir der Mensch wurde, der ich bin», heißt es in der 2014 erschienenen Autobiographie *Hard Choices* (dt. *Entscheidungen*).

Die Mutter hat es im Alter von 78 Jahren geschafft, ihren Jugend-



Fünfzigerjahre-Familie: Hugh und Dorothy Rodham mit Tony, Hugh und Hillary

traum zu verwirklichen. Nachdem Dorothy Rodham und ihr Mann zu Tochter und Schwiegersohn nach Little Rock gezogen waren, begann sie dort ein Psychologiestudium. Als Witwe folgte sie ihrer Tochter nach Washington, wo sie bis zu ihrem Tod im Jahr 2011 einer der einflussreichsten Menschen im Leben von Hillary war. Dort, so hieß es in der Gerüchteküche der Hauptstadt, habe sie wegen der Affäre ihres Schwiegersohns mit Monica Lewinsky getobt und damals begonnen, ihre Tochter zu einer eigenen politischen Karriere zu ermuntern. Wenn Dorothy Rodham als alte Frau gefragt wurde, was ihre Tochter so stark gemacht habe, antwortete die Mutter: «Sie hat ihren Vater ertragen.»

Liebling der Lehrer

In Hillarys gelb gestrichenem Kinderzimmer häuften sich Auszeichnungen und Medaillen. Sie schwamm, spielte Baseball, Hockey und Football, nahm Ballettstunden und Klavierunterricht und hatte überall den Ehrgeiz, erfolgreich zu sein. Sie wurde Mitglied bei den Brownies, der Pfadfinderinnenorganisation für die Kleinsten, organisierte einen Kinderkarneval und sammelte Geld für soziale Zwecke in der Vorstadt. Die anderen Kinder liefen hinter ihr her. «Hillary führte gern», erinnert sich ihr Bruder Hugh.

In der Schule war Hillary von Anfang an ein Liebling der Lehrer. Sie war intelligent und wissbegierig, machte ihre Hausaufgaben und meldete sich oft zu Wort. Niemand kann sich daran erinnern, dass sie je den Unterricht gestört oder gar geschwänzt hätte – weder in der Grundschule noch später auf der Maine High School. Sie gehörte in jedem Schuljahr zu den Klassenbesten, fand das bald selbstverständlich und ließ das auch andere Kinder spüren. Einmal sagte sie zu ihrem Klassenkameraden Art Curtis, der ebenfalls ein guter Schüler war: «Ich bin klüger als Du», was dieser keineswegs als Provokation verstand, sondern als eine Tatsachenfeststellung, die er nickend zur Kenntnis nahm. Ein andermal, als sich eine Mitschülerin auf dem Heimweg zu Hillary und Art gesellte und ihnen sagte: «Neben Euch beiden komme ich mir richtig dumm vor», antwortete Hillary: «Ja, das solltest Du auch, Laurie.»

Nach dem Wechsel an die Highschool stürzte sich Hillary in zusätzliche freiwillige Aktivitäten. Sie wurde Mitglied im Debattierclub und im Quiz-Team, schrieb in der Schülerzeitung «Ghost Writer» und rief «hier», sobald ein Posten zu vergeben war. Sie wurde Klassensprecherin, ließ sich von der Schulleitung in das «Komitee für kulturelle Werte» berufen, das die Umgangsformen auf dem Pausenhof verbessern sollte, und arbeitete eine neue Schulverfassung aus. Bei Wahlen trat Hillary sowohl gegen Jungen als auch gegen Mädchen an. Dabei war sie oft erfolgreich. Aber als sie versuchte, Schulsprecherin zu werden, scheiterte

sie. Ihre Freundin Betsy Ebeling half ihr als «Wahlkampfmanagerin» in der Kampagne, die nach dem Modell der großen Politik organisiert war. Jahrzehnte später erklärte sie die Niederlage ihrer Freundin damit, dass der Schulsprecherposten damals noch einem Jungen vorbehalten gewesen sei.

Frühe Ambitionen

Hillary ging wie selbstverständlich davon aus, dass ihren ehrgeizigen Zielen nichts im Weg stand, schon gar nicht ihr Geschlecht. Zuhause stärkte ihr die Mutter den Rücken. Dorothy Rodham hoffte für ihre Tochter auf eine große Zukunft. Während der Schulzeit träumte sie von Hillary als dem ersten weiblichen Mitglied des Supreme Court, des Obersten Gerichts der USA. Im Jahr 1981 ernannte Präsident Ronald Reagan mit der in Texas geborenen Richterin Sandra Day O'Connor die erste Frau am Obersten Gericht. Sie bekam die Zustimmung von den meisten Republikanern und Demokraten sowie die enthusiastische Unterstützung der Frauenorganisation National Organization for Women. Dorothy Rodham bestärkte ihre Tochter darin, dass sie als Mädchen dieselben Rechte und Freiheiten habe wie ein Junge. Und sie erzählte ihr Mut machende Geschichten, etwa die, dass sie nach dem Mount-Everest-Bezwinger Edmund Hillary benannt sei. Die Tochter machte sich die Anekdote zu eigen und erzählte sie, als sie als First Lady auf einer Asienreise Sir Edmund traf. Erst im Jahr 2006 ist ihr aufgegangen, dass es eine Familienlegende gewesen ist. Denn in ihrem Geburtsjahr 1947 war ihr «Namensgeber» noch ein unbekannter Bienenzüchter in Neuseeland. Den höchsten Berg der Erde bezwang er erst, als Hillary bereits fünfeinhalb Jahre alt war.

In ihrem Drang nach oben griff Hillary als Teenager buchstäblich nach den Sternen. Zunächst hatte sie Lehrerin und dann Atomphysikerin werden wollen. Aber im April 1961 umrundete Juri Gagarin die Erde, einen Monat später schickten die USA Alan Shepard in den

Weltraum, und im Februar des Folgejahres gelang John Glenn als erstem US-Astronauten die Erdumrundung. Hillary und ihr Bruder Hugh spielten im Keller ihres Hauses in Park Ridge die Reise zum Mars. Das ganze Land fieberte mit den Helden im Weltall, und Präsident Kennedy sprach von der neuen *frontier* – in Anlehnung an das ständig weiter nach Westen vorgeschobene Grenzland in der US-amerikanischen Expansionsphase. Hillary wollte selbst dazugehören und schickte einen Brief an die Raumfahrtagentur NASA, um zu fragen, wo sie sich für die Ausbildung zur Astronautin bewerben könne. Die NASA antwortete ihr, dass sie keine Mädchen haben wolle. Für die erfolgsgewohnte 13-Jährige war es ein schwerer Dämpfer. Sie war davon ausgegangen, dass ihr alle Türen offen standen. Nun wurde sie zum ersten Mal wegen ihres Geschlechts abgelehnt.

Während der Kriegsjahre waren berufstätige Frauen in den USA als Heldinnen gefeiert worden, doch mit der Rückkehr der Männer änderte sich die Lage radikal, und im Jahr 1961 waren Frauen aus der Mittelschicht längst wieder an Heim und Herd zurückgedrängt. Aus den Heldinnen wurden *homemaker*. 1963 veröffentlichte Betty Friedan ihren wegweisenden Bestseller *The Feminine Mystique* (dt. *Der Weiblichkeitswahn*) über die patriarchalische Rollenverteilung, und langsam formierte sich in dieser Zeit die neue Frauenbewegung. Als Jahre später auch Hillary das Frauenthema für sich entdeckte, beschrieb sie den NASA-Brief als ihre erste Begegnung mit der «gläsernen Decke», die Mädchen und Frauen den Aufstieg nach oben versperrt. Später, als sie längst im Zentrum der Macht angekommen war, machte sie daraus ein Schlüsselerlebnis. Allerdings zeigt Hillarys NASA-Erfahrung nicht nur, wie hart eine Karriere für Frauen aus der Babyboomer-Generation gewesen ist, sondern zugleich, wie sehr die USA sich seit den frühen Sechzigerjahren verändert haben. Auch die NASA korrigierte ihre Position. Die nur dreieinhalb Jahre nach Hillary geborene Sally Kristen Ride trat 1983 ihren ersten Raumflug an – 20 Jahre nach der ersten sowjetischen Kosmonautin Walentina Tereschkowa.

Auf den ersten Blick wirkte Hillary wie ein Mädchen, dem sein Aussehen gleichgültig ist. Sie trug ihr dunkelblondes, glattes Haar

meist in einem Pferdeschwanz und ihre Schuhe, bis sie durchgelaufen waren. Niemals schminkte sie sich, und auf Partys war sie auch ihrer eigenen Wahrnehmung nach das am wenigsten herausgeputzte Mädchen, nicht zuletzt wegen ihres notorisch geizigen Vaters, der kaum Geld für Kleider herausrückte. Doch Hillary pflegte ihr Erscheinungsbild mehr, als sie zugab. Als ein Friseur ihr einen Haarschnitt verpasst hatte, der ihr nicht gefiel, traute sie sich tagelang nicht auf die Straße. Und als sie für das Amt der Schulsprecherin kandidierte, verzichtete sie darauf, die Brille zu tragen, die sie seit dem zehnten Lebensjahr brauchte. So kurzsichtig, wie sie war, konnte sie ohne die Unterstützung ihrer Wahlkampfmanagerin Betsy, die neben ihr stand, kaum jemanden erkennen.

Hillary war ein hübsches Mädchen. Jungen bezeichneten sie in ihrem Teenager-Jargon als «nicht schlecht für eine so kluge», erzählt ihr Klassenkamerad John Peavoy. An der Maine High School gab es Mädchen, die ihre Lehrer baten, ihre guten Noten nicht am schwarzen Brett auszuhängen, um keine Jungen zu verschrecken. Dergleichen lag Hillary fern. Sie machte sich nicht klein, sprach mit Jungen von gleich zu gleich und ließ ihr Gegenüber spüren, dass sie sich selbst ernst nahm. «Sie war stark, selbstsicher, reizvoll und ziemlich anmutig», erinnert sich Bob Stenson an seine Mitschülerin. Der erste Junge, mit dem Hillary auf einen Schulball ging, war Rick Ricketts, mit dem sie schon in der Vorschulzeit auf einer Mauer in ihrer Straße gesessen hatte. Beim Tanzen redete sie ununterbrochen über Schulpolitik. Den meisten Klassenkameraden fiel auf, dass Hillary nicht flirtete. In einem Highschool-Jahrbuch ist von ihr als «künftiger Nonne» und «Sister Frigidaire» die Rede.

Die Jahrbücher spiegeln Hillarys Aktionismus. Sie ist eine der meistfotografierten Schülerinnen und auf vielen Bildern die einzige, die selbstbewusst in die Kamera schaut. Sie gehörte nicht zu den beliebtesten Schülern, dafür war sie zu strebsam, zu ungeduldig mit langsameren Schülern und zu verschlossen. Sie sprach fast nie über sich selbst oder ihre Familie und lud nur wenige Freunde zu sich nach Hause ein. Die meisten ihrer Klassenkameraden wussten nicht einmal, womit ihr Vater

sein Geld verdiente. Aber Hillarys Mitschüler waren davon überzeugt, dass aus ihr «etwas wird». Bei der jährlichen Abstimmung darüber, wer den größten Erfolg in späteren Leben haben werde, belegte sie wie selbstverständlich den ersten Platz.

Das Leid der anderen

Dass Religion auch politisch sein kann, begriff Hillary, als im Jahr 1961 ein neuer Jugendpastor in ihre Gemeinde kam. Der 26-jährige Don Jones fuhr in einem knallroten Chevrolet-Impala-Cabriolet vor. Er verstand sich als «linker Realist» und brachte Ideen mit in diese Vorstadt, die seit dem Ende der McCarthy-Ära unter jungen Intellektuellen in den USA die Runde machten und in Park Ridge mindestens so viel Aufsehen erregten wie sein Straßenkreuzer. Don Jones nannte seine Jugendgruppe «Universität des Lebens» und versuchte den 20 Teenagern zusätzlich zum üblichen Freizeitprogramm wie Wandern und Schwimmen Denkanstöße zu geben. Er zeigte ihnen Filme von Truffaut und anderen französischen Avantgardisten, ließ sie Dichter der *Beat Generation* lesen und besprach mit ihnen Texte von Bob Dylan, darunter das Antikriegslied «A Hard Rain's A-Gonna Fall».

Die 14-jährige Hillary war begeistert. Schon bald kam sie in Don Jones' Büro in der Methodistenkirche und leih sich von ihm Bücher – Texte über Sünde und Gnade, geschrieben von Philosophen und Theologen wie Dietrich Bonhoeffer, Søren Kierkegaard, Paul Tillich und Reinhold Niebuhr. Sie verschlang alles, was er ihr gab, und manche dieser Autoren begleiten sie bis heute. Nur ein Buch, das Don Jones ihr schenkte, sprach sie bei der ersten Lektüre überhaupt nicht an: J. D. Salingers *Fänger im Roggen*. Sie nahm es später mit ins Wellesley College, las es dort 17-jährig erneut und schrieb Don Jones, dass sie nun verstehe, warum er es ihr geschenkt habe. Der Jugendpastor eckte schon bald in der konservativen Gemeinde an und verließ Park Ridge nach nur zwei Jahren wieder, doch Hillary blieb mit ihm bis zu seinem Tod

in Kontakt. Er wurde einer ihrer engsten Vertrauten und Berater, mit dem sie ihren politischen Weg und ihre Ideen besprach.

Höhepunkte der Jugendarbeit von Don Jones in Park Ridge waren die Ausflüge in die Innenstadt von Chicago. Es war eine fremde, exotische Welt für die Teenager, auch wenn viele ihrer Eltern dort aufgewachsen waren. Zu einer Begegnung seiner weißen Vorstadtjugendlichen mit schwarzen Innenstadtjugendlichen auf der South Side von Chicago, wo auch Hillarys Mutter ihre ersten Jahre verbracht hatte, brachte Don Jones eine Reproduktion von Picassos *Guernica* mit. Den Vorstädtern fiel zu dem Gemälde nur wenig ein, die Innenstädter hingegen assoziierten sofort eigene Erlebnisse von Gewalt und Zerstörung. So erzählte ein junges Mädchen von ihrem Onkel, der erschossen worden war, weil er an der falschen Stelle geparkt hatte. Ein andermal organisierte Don Jones eine Begegnung mit dem Chicagoer *community organizer* Saul Alinsky, einem rebellischen Mann, der darüber nachdachte, was die Menschen am unteren Rand der Gesellschaft – mehrheitlich Afroamerikaner – tun könnten, um ihre Position zu verbessern.

Am 15. April 1962 nahm Don Jones seine Jugendlichen mit in die Orchestra Hall in Chicagos Innenstadt, wo Martin Luther King an diesem Abend über diejenigen sprach, die die Revolution verschlafen. Für den Prediger war es ein Motiv, mit dem er sich bis zu seinem gewaltsamen Tod im April 1968 intensiv beschäftigte. Für Hillary wurde der Abend zu einer Offenbarung. Das Mädchen aus der weißen Vorstadt kannte die Schilder mit der Aufschrift «No Dogs, No Negroes, No Mexicans» («Keine Hunde, keine Neger, keine Mexikaner») nicht. Und es wusste nicht, dass im Süden ihres Landes schwarze Jugendliche ihres Alters für sie verbotene Lokale betratn und sich auf für sie verbotene Sitzplätze in Bussen setzten, um gegen die Rassentrennung zu protestieren. In seinem Vortrag lieferte Martin Luther King auch Erklärungen für diese Ignoranz im Land. Eine davon waren die *expressways*, die das Leben von schwarzen und weißen US-Amerikanern so voneinander trennten, dass die einen nichts von den anderen wussten. Er benutzte ein biblisches Bild, das Hillary bereits aus der Kirche kannte: den

Mann, der zur Hölle verdammt ist, weil er das Leid der anderen nicht sieht.

Nach der Rede nahm Don Jones seine Jugendlichen mit hinter die Bühne und stellte sie Dr. King namentlich vor. Der schüttelte jedem die Hand. Hillary hat dem Abend mit den Jahren immer größere Bedeutung beigegeben. In ihrem Rückblick bekam er den Stellenwert, den die Begegnung ihres Mannes als Teenager mit John F. Kennedy hatte. Doch im Unterschied zu ihrem Besuch hinter der Bühne der Orchestra Hall gibt es in Bill Clintons Fall Aufnahmen, die ihn mit dem Präsidenten zeigen.

Die methodistische Kirche, der die Mehrheit der Bewohner von Park Ridge angehörte, ist die drittgrößte Glaubensgemeinschaft der USA – nach den Katholiken und den Baptisten – und eine von mehr als 200 protestantischen Gemeinschaften, die ganz überwiegend weiterhin nach Hautfarben getrennt beten. Die religiöse Vielfalt im Land steht im Kontrast zur politischen Dichotomie. Während sich neben den beiden großen Parteien nie eine Alternative etablieren konnte, scheint der Hunger nach religiösen Gemeinschaften weiterhin unstillbar. Anfang der Sechzigerjahre bekannten sich fast zwei Drittel der US-Amerikaner zu einer Religion. Zu Anfang des neuen Jahrtausends waren es immer noch mehr als 60 Prozent, in der Zwischenzeit sind weitere religiöse Neugründungen hinzugekommen. In keinem anderen Industrieland ist Religion so wichtig wie hier, und kein anderes westliches Land verknüpft seine Geschichte und Politik so stark mit Religion und religiösen Freiheiten.

Die Rodhams nahmen ihren Glauben ernst. Die Kinder knieten abends neben ihrem Bett und beteten, und die Familie war in ihrer Gemeinde in Park Ridge aktiv und besuchte die strengen Gottesdienste. Die Mutter unterrichtete in der Sonntagsschule, Hillary war Messdienerin, nahm an verschiedenen Jugendgruppen teil und hüttete in der Erntesaison gelegentlich die Kinder von Wanderarbeitern in den benachbarten Obstplantagen. Sie hat ihrer Glaubensgemeinschaft bis heute die Treue gehalten. Davon hat sie sich auch durch ihren Mann nicht abhalten lassen, der ein Southern Baptist war und ist. Fast immer

hat sie ein religiöses Buch dabei, geht oft in die Kirche, besucht Gebetskreise und hält Vorträge in Sonntagsschulen. Oft flieht sie auch in ihre öffentlichen Reden einen Satz von John Wesley ein, der die methodistische Gemeinschaft im 18. Jahrhundert in England gegründet hat, etwa seine Forderung: «Gutes zu tun in jeder möglichen Art und jedem möglichen Grad».

Hillarys zweiter Mentor in Park Ridge war ihr Geschichtslehrer Paul Carlson. Er gehörte derselben Glaubensgemeinschaft an wie Don Jones, aber die beiden Männer vertraten entgegengesetzte politische Standpunkte. Der Geschichtslehrer hielt Martin Luther King für einen gefährlichen Hetzer und beschwerte sich bei der Kirchenleitung, als er erfuhr, dass Don Jones die Jugendlichen zu einer Veranstaltung des charismatischen Predigers mitgenommen hatte. Er warf dem Pastor vor, in den Jugendlichen Schuldgefühle auszulösen und ihnen einzureden, die weiße Mittelschicht sei verantwortlich für die Lage der Afroamerikaner. Als ihre Auseinandersetzung über die Jugendarbeit eskalierte, verließ Don Jones die Vorstadt im Mittleren Westen und wechselte an die methodistische Drew-Universität in New Jersey.

Der Geschichtslehrer war so antikommunistisch wie Hillarys Vater, und die Kommunistenjagd der McCarthy-Ära ging für ihn nie wirklich zu Ende. Noch in den Neunzigerjahren lobte er in einem Interview die Arbeit des HUAC. Er hielt große Stücke auf Hillary und war überzeugt, dass sie politisch zu seinem Lager gehörte. Die gängige Unterscheidung zwischen den sogenannten Falken, die in der Außenpolitik militärische Lösungen bevorzugen, und den Tauben, die stärker auf diplomatische Lösungen setzen, evozierend, erinnert er sich: «Sie war ein Falke, sie unterstützte Tschiang Kai Check.»

«Wir kämpften um ihre Seele und ihren Geist», beschrieb es hingegen Don Jones. Anders als der Geschichtslehrer machte er sich keine Illusionen über seinen Einfluss auf die junge Hillary. Schon in den frühen Sechzigerjahren erlebte er sie als unersättlich in ihrer Wissbegier, sehr intelligent und von einer in ihrer Familie und der methodistischen Kirche aufgesogenen Fortschrittsgewissheit getragen: «Die Methodisten in Park Ridge hatten einen fast sentimental Glauben an den Fort-

schritt und an die Menschen», erinnert er sich, «Hillary wuchs in diesem Umfeld auf, und sie hatte so viele Erfolge, dass sie die Sechzigerjahre überstand, ohne die Hoffnung zu verlieren.»

Hillary selbst hat den Gegensatz zwischen diesen beiden ungleichen Männern nicht wahrgenommen. «Ich mochte sie beide und sah weder damals noch heute einen großen Gegensatz in ihren Meinungen», schrieb sie Jahrzehnte später. Diese Bereitschaft, Gegensätzliches für vereinbar zu halten, mag ein Resultat ihrer familiären Erfahrung gewesen sein, in der ein offen republikanischer Vater und eine versteckt demokratische Mutter gemeinsam unter einem Dach lebten. Zugleich ist sie ein früher Hinweis auf Hillarys späteren Spagat zwischen Konservativen und Fortschrittlichen, den sie in jedem neuen Wahlkampf und in jedem neuen Amt vollführte. In den Sechzigerjahren in Park Ridge hielt sie es vorerst mit dem Geschichtslehrer und mit ihrem Vater. Sie trat der Republikanischen Partei bei und zog 1964 mit Strohhut und Schärpe in den Wahlkampf für deren Präsidentschaftskandidaten Barry Goldwater. Dieser Präsidentschaftskandidat schlug vor, «kleine» Atombomben über Vietnam abzuwerfen, den Wohlfahrtsstaat abzubauen und gegen die Gewerkschaften und die Sowjetunion zu kämpfen. Goldwater unterlag dem Demokraten Lyndon B. Johnson, aber er blieb ein wichtiger Vordenker der «konservativen Revolution», die 16 Jahre später in der Wahl von Ronald Reagan gipfelte. In Park Ridge erhielt er 1964 die meisten Stimmen, und die von Hillary und anderen *Goldwater girls* aufgestellten Werbeschilder mit der Aufschrift «AUH₂O-64», die seinen Namen in eine chemische Formel übersetzten, blieben so lange in den Vorgärten stehen, bis sie völlig verblasst waren.